

Zum Ende des Verничtungsfeldzuges.

Die Entlarvung erfolgte in der Notwehr.

Sozialdemokratische Art ist es, die Angehörigen neuerlicher Organisationen persönlich in ihrer Ehre zu beschmutzen. Dieser Stinktiergewohnheit fiel auch Redakteur Lebius zum Opfer, weil er sich erdreistet hatte, die Leitung des Berliner gelben Kartells, also einer nichtsozialdemokratischen Organisation, zu übernehmen. Jahr und Tag hatte der „Vorwärts“ die törichtsten Verdächtigungen gegen Lebius systematisch bis zur Langeweile wiederholt. Daraufhin nahm der „Bund“ aus Gründen der Notwehr die Gewährsmänner des „Vorwärts“ unter die Lupe, und das war das Ende des Schwindels.

Heute graut wohl selbst dem „Vorwärts“ vor seinen eigenen Zeugen.

Der allseits gefeierte Jugendchriftsteller Genosse Karl May entpuppte sich als ehemaliger Räuberhauptmann, betrügerischer Einbrecher und literarischer Hochstapler; seine Mutter, Mitarbeiterin des „Vorwärts“, wurde spiritistischer Schwindeleien überführt. Von dem „hochgeachteten“ Militärschriftsteller Max Dittrich konnte in einem gerichtlichen Schriftsatz dargetan werden, daß er im „Arbeitshaus“, wo er wegen Unterstüzung und Betrugs anderthalb Jahre verbrachte, die Bekanntschaft Karl Mays gemacht hatte. Karl May, den seine Verchröter als einen der würdigsten Verkünder wahrer Christenliebe seien, machte damals in demselben „Arbeitshaus“ 4 Jahre 1 Monat wegen Einbruchsdiebstahls ab.

Dann waren da noch zwei merkwürdige Zeugen, Kahl und Bechly. Wie deren ungünstige Aussagen gegen Redakteur Lebius zustande kantten, lehrt das Folgende. Von Kahl behaupten zwei Zeugen, daß er ihnen gesagt habe, er schreibe jetzt für Lebius, und wenn von diesem kein Geld zu bekommen sei, werde er gut Frau gehet und für Bezahlung gegen Lebius schreiben. Tatsächlich hat Kahl für Bezahlung zuerst gegen May und dann gegen Lebius geschrieben. Verlagsbuchhändler Bechly wiederum wünschte, daß seine Prozeßkosten von Lebius getragen werden sollten und daß Lebius ihm einen Posten unverfälschter Romanbestände abtauschen möge. Da sich die Antwort, für die drei Tage Frist gesetzt war, verzögerte, ging Bechly zu May über, der anstandes die Prozeßkosten übernahm. Eine der Einigungsbedingungen war, daß Bechly eine Erklärung gegen Lebius vom Stapel ließ. Hätte Lebius gezahlt, wäre Bechly auf seiner Seite geblieben.

So ähnlich liegt der Fall mit der ersten Frau Mays. Um diese unbedeutende Anklägerin und Belastungzeugin los zu werden, hat ihr Karl May jetzt 4000 Mark Rente unter der Bedingung ausgesetzt, daß sie Erklärungen zu seinen Gunsten und gegen Lebius abschafft. Die gekauften Erklärungen verschickt May eigenhändig zu hunderten.

Schließlich signierte unter den Klosterfeldschen „Vorwärts“-Zeugen auch der Redakteur Genosse Paul Schmidt. Dieser sonst so geschäftige Herr hat bisher keinen Finger gerührt, um sich gegen den Vorwurf zu wehren, daß er — der in Ehrensachen überempfindliche Genosse — eine Unzahl entehrender Vorstrafen auf dem Herkholz hat; daß er ferner sein Redakteur, vielleicht Polizeiajout sei.

Man wird es verstehen, daß wir nur ungern in diesen Schmutz fassen, aber in der Notwehr ist manches Kampfmittel gestattet, das man sonst zu verwenden verschmäht. Im Kampfe gegen eine solche Riesendrecksleuder, wie sie die sozialdemokratische Neubilverpreße darstellt, darf man nicht zimperlich tun; andernfalls würde die Gemeinheit triumphieren.

May's Zusammenbruch und die Presse.

Seine Entlarvung kam Herrn May offenbar ganz unerwartet, obgleich er doch seit Jahrzehnten darauf gesahnt sein mußte. Herr May war im Laufe der Jahre immer Lüher geworden. Im Dezember 1908 hatte er sich zu einer Schildigungsfahrt nach Amerika entschlossen. Es war das erste Mal, daß sein Fuß amerikanische Erde betrat, um seinen Gegnern den Vorwurf zu entwinden, daß er nie den Schauspiel seiner erdichteten Reiseabenteuer und Indianerkämpfe gesehen habe. Karl May fuhr nach St. Lawrence, wo ihm sein Freund Dr. Pfeifferhorn, ein geborener Hohensteiner, mit viel Geld und Arbeit eine Versammlung zusammengetrommelt hatte. Bevor May das Wort ergriff, wurde er ausgiebig durch bestellte Reden gefeiert. Kaum hatte aber May, der ja gar kein Redner ist, begonnen, seine gähnend langweilige spiritistische Rede abzulesen, so entstand eine allgemeine Ernüchterung. Die Versammlung merkte, daß sie einem Hunibug zum Opfer gesessen war. Die amerikanische Rede wurde natürlich von der deutschen May-Presse begeistert abgedruckt.

Ein Jahr später, am 10. Dezember 1909, erschien Karl May in Augsburg, um dort in einer Versammlung zu sprechen. Die „Augsburger Postzeitung“ brachte über diesen Vorfall einen Bericht, in dem es hieß:

Karl May in Augsburg.

Unsere Stadt ist um eine Sensation reicher; nicht um eine rohe, sondern um eine edle. Ein literarisches Ereignis seltenster Art haben wir hinter uns. Karl May hat gebröckelt. Die glühende Sehnsucht taurender von Lesern und Leserinnen, denjenigen einmal von Angesicht zu Angesicht schauen zu dürfen, der ihnen durch seine sinnig gelehrten Schriften so manche Stunde berichthört, der ihre jugendliche Phantasie so reich und seltsam bestückt hat und der — einmal richtig gelesen und verstanden — vielen der treuesten und anregendsten literarischen Begleiter im ruhlosen, wilden Lebenstanus geworden ist, diese Sehnsucht, sie wurde am gestrigen Abend gestillt. Alle Gesellschaftskreise scharten sich um den heissen stinkenden Mann. Das hohe Alter, das den Entwicklungsgang Karls Mays in seinen Schriften mit erleben durfte, es war fast ebenso zahlreich vertreten wie die reifere Jugend, die sich an ihm ständig, wenn auch halb unbewußt bildet. Die junge begeisterte Welt verschlang förmlich jedes Wort, das aus dem Mund ihres in frühesten Jahren vergötterten Helden verlie, leuchtenden Auges sahen diese ehrliebsten Karls May-Beghrer da, und ihre Ulicke bohrten sich hinein in die vielgeliebte,

vielbesprochene Gestalt, um die schon manch ein wild-stürmischer Temperoß i. grenzenloser Verlachbung seiner Werke die Glorioz gewunden, um sie in vorgeschrittenem Alter mühevoll wieder herunterzureißen, obwohl gerade die reiferen Leser, die durch die schillernde Schule vorgedrungen sind zum saftvollen Kern seiner Verse, es hauptlich sein sollen, die nicht müde werden, sein gerechtes Lob zu verkünden und den Strahlentalanz über seinem Haupt zu verdichten. Augsburg kann den nicht unbedeutenden Ruhm für sich in Anspruch nehmen, diese Stadt zu sein, mit der Karl May, so sehr er südlichen Charme aussengste verbunden ist. Damals, als seine Feinde mit den giftigsten Waffen gegen seinen beginnenden Ruhm als Schriftsteller zu Felde zogen, da erscholl von Augsburg aus der Friedensruf: Er tut sie erst einmal kennen, seine Freunde, ich ist Schriftsteller ist die Absicht, macht euch aufskinnigste vertraut mit seinen hohen, erhabenen Zielen, mit seinem aufrichtigen Bestreben, die Menschheit zu adeln, sie herauszureißen aus der Erdenniedrigkeit, um mit ihr emporzusteigen in lichte Höhen! Als sich dann die literarischen Wogen geglättet hatten und die professionellen Rörgler versunkenen, als Karl May's eigenartiges, hehres Schaffen seinen wahren Werten nach gewürdigt und geschäbt wurde, als er nicht zuletzt auch durch die Vermittlung begeisterter Augsburger Freunde zu einem Schriftstellerruhme gelangte, der die ganze Welt erfüllt, da lehrt der Siegesfeierte in Augsburg ein und legt ein literarisches Bekenntnis ab, das geeignet ist, auch den letzten Zweifel an der gründlichen Absicht, an der Erhabenheit, von der er sich in seinem fruchtbaren Schaffen leiten lässt, und an seinem vorbildlichen Künstlertum aus der Welt zu schaffen. Er gewährt uns Einsicht in jede Halte seines großen Fühlens und Denkens, er predigte uns seine Ideale, für die er sein ganzes Sinnen und Trachten geobstet hat und für die er socht, furchtlos und treu, sein Leben lang. Die gequälte Menschheit dem reinen Glück entgegenzuführen, sie zu Edelmenschen, zu Christenmenschen zu adeln, das war die "verderbliche Absicht", die ihn von seinen bittersten Feinden zur Last gelegt wurde, nein nicht die verderbliche, das war die edelste, selbstloseste Absicht, für die er ein Menschenalter hindurch im hibigen Literaturkampfe stand, aus dem er endlich doch als Lorbeerbecker anster Sieger hervorgehen soll. Und wer Gelegenheit hatte, seinem hohen, sanften Gedankenflug folgen zu dürfen, den er gestern vor der breitesten Leistunglichkeit unternahm, der wird sich der Einsicht nicht verschließen können: Karl May's Schriften sind weit, weit davon entfernt, fesselnde, verführerische Penälerliteratur zu sein, für die ein belebener Tertianer gerade noch ein mitteldiges Lächeln übrig haben kann, Karl May's Schriften sind vielmehr dazu bestimmt, der Jugend, der gereisten Menschheit und den gebildetsten Ständen als Herzen zu bilden und zu dienen, ihnen als treuhender Verater im heißen Süden und Süden nach dem "Höhenlande" zur Seite zu stehen. Adelmenschen zu schaffen aus jenen Kreaturen, die im "Tiefland" aboren sind den trockigen West besitzen, die "Geisterschmiede" aufzusuchen, wo sie gehämmert, abgeschlissen werden, bis sie eingehen können ins Reich der Edelmenschen. Die lauterste Absicht, ein gefürtetes Künstlertum durchweht gegenbringend May's Schriften, die bald, recht bald Gemeingut des deutschen Volkes, aller Stände und jeden Alters werden mögen.

Der Sieggrabenaal dürfte wohl seit langem nicht mehr dieses Bild gezeigt haben, wie es der gestrige Abend bot. Kopf an Kopf füllte die begeisterte Menge den Saal — das an-

grenzende Café mußte sogar geräumt und für die Versammlung zur Verfügung gestellt werden —, sogar von Männchen kamen seine Freunde herbei. Mit einem Beilchenstrauß in der Hand betrat der ungestüm Erwartete das Podium, mit losendem Beifall begrüßt, der kein Ende nehmen wollte. Nach herzlichen Dankesworten und einer wunderbar sinnigen Definition des Märchens, das May als die höchste Kunstform überhaupt einhält, trug Nedner sein orientalisches Märchen „Sitarra, das Land der Menschheitsseele“ vor. Bis zum Schlusse seines fast zweistündigen, mitunter von einem golderten Humor durchleuchteten Vortrages bewahrte sich die dankbare Hörerchaft das gespannte Interesse. Ein natürliches, unbeabsichtigtes Mienenspiel unterstützte die wundervoll vorgebrachte „Laienvorpredigt“ — so möchte ich den Vortrag nennen —, von der ein Gottvertrauen, eine tiefsinnige Gläubigkeit ausstrahlte, die ihre grandiose Wirkung auf die in atemloser Spannung lauschende Menge nicht verfehlte. Ein wertvoller Riesen-Lorbeer und Blumenstrauß und von Herzen kommender, stürmischer Beifall lohnten den gesier-ten Mann.

Bemerkt sei noch, daß der Männergesangverein „Concordia“ unter Leitung des Herrn Chordirektors Luis das von Karl May gedichtete und komponierte „Ave Maria“ und die „Weihnachtsglocken“ von Schwarz wirkungsvoll zum Vortrag brachte. Heute sei ein „Ave Maria“ nicht nur gesungen, sondern mit der Seele gesungen worden. Man höre heraus, so sprach May, daß die anderen Sänger bearbeitet haben, was er in seinem Gedichte sagen wollte. Dieses Loh ist wohl das höchste, das man der „Concordia“ für ihr Entgegenkommen spenden könnte.

Dem Kaufmännischen Verein „Pätilia“ gehörte aller Dank für den ausgewählten Genuß, der den zahlreichen Augsburger May-Freunden durch das Hierherkommen des gesieierten Schriftstellers bereitet wurde.

Acht Tage nach dieser Huldigungseier in Augsburg erschien der „Vundartikel“, der May als ehemaligen Nährer enttarnte. Man kann sich vorstellen, daß der Artikel wie eine Bombe einschlug. Wir erhielten im Laufe der nächsten Tage nicht weniger als 37 Postkarten und 21 Briefe aus den verschiedensten Teilen Deutschlands mit der Bitte um Zusendung des Mayartikels. Gleichzeitig druckten auch etwa 34 Zeitungen den Artikel zum Teil ab.

Die Ausnahme des Artikels war sehr verschieden.

Während ein Teil der Wissenden unter den Redakteuren gar nicht überrascht war, vielmehr erklärte, daß er den Zusammenbruch schon lange habe kommen sehen, blieb die May-freundliche Presse anfangs bravlos vor Verrosfenheit. Zum Glück verfiel der geschäftstüchtige Herr von Haefen von der „Sächsischen Korrespondenz“ auf den gesuchten Einfall, den Herrn und Meister aller „Mayfaser“ in dieser Sache anzutelegraphieren. May antwortete am 18. Dezember:

Ich erkläre diese Nährgefecht für pure Erfüllung, ich habe sofort Strafantrag gestellt.

Hochachtungsvoll

Karl May.

Nun konnte die Kulturtwelt wieder erleichtert aufatmen. Ihr Abgott war kein Verbrecher. Beweis: Karl May sagte es selber.

Zum Leidweinen der gesamten Mayfaser möchten wir aber schonend darauf vorbereiten, daß die Sache vielleicht noch anders kommt. Bis heute ist nämlich der Redaktion des „Vund“ von einer Strafanzeige May's noch nichts bekannt und die Strafanzugsfrist läuft in 10 Tagen ab. Am 18. März sind nämlich 3 Monate seit der Enttarnung May's durch den „Vund“ verflossen.

Von allen Zeitungen, die uns zu Gesicht gekommen sind, äußerte keine einen solchen Wutausfall über die Enttäuschung wie der Berliner „Vorwärts“, der die Meinung äußerte, der „Vund“ habe all die bekannten landläufigen Schinderhannesgeschichten gesammelt und sie May in die Schuhe geschoben. Interessant ist es auch, daß das sozialdemokratische Volksblatt die Parole ausgab, anständige bürgerliche Journalisten dürfen über die Mahenthallung nicht schreiben. Der „Vorwärts“ als Auslandsschreiber! Mit demselben Recht könnte man den Affen als Verkörperung von Nutz und Nutzlos erklären. Die Wut des „Vorwärts“ ist erklärlich. Viel doch durch die Entlarvung May's sein ganzes Kartenhaus der Verleumündungen in sich zusammen.

Von den Zeitungen, die dem Fall May vorurteilsloser gegenüberstehen, ist die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ in Essen zu erwähnen, die nach einer Inhaltangabe des Bundartikels schreibt:

Bei dieser Charakterschilderung May's ist die Tatsache nicht un interessant, daß er in dem bekannten Handbuch „Wer ist's“ als eine seiner Grundausführungen die „Entwicklung vom Gewaltmensch zum Edelmenschen“ angibt. Da hätte May ja schon in einem Satz seinen ganzen Lebenslauf zu schildern verstanden — vorausgesetzt natürlich immer, daß die Behauptungen des „Vundes“ zutreffend sind.

Wir übergehen die mehr oder minder trefflichen Erläuterungen der übrigen Presse zu unserem Bundartikel, um namentlich auf zwei Zeitschriften aufmerksam zu machen, die wohl als die berüschtesten Sachensteller das Wort in der Mayfrage ergriffen haben. Wir meinen hier den „Kunstwart“ und die katholische Halbmonatsschrift „Leben den Wassern“.

Der „Kunstwart“ über Karl May.

Im „Kunstwart“ äußerte sich im ersten Februarheft Dr. Ferdinand Abenarius folgendermaßen:

Ein Zusammenbruch?

Im zweiten Märzheft 1902 habe ich über das tief bedauerliche der May-Begeisterung geschrieben. Der Volkstagschund zur Linken, Karl May zur Rechten, mit solcher Hilfe ist die Rick Carter-Literatur bei uns eingezogen. Klarschende aller Parteien von demokratischen Blättern (wie der „Frankfurter Zeitung“) bis zu solchen des Zentrums (wie die „Köln. Volkszeitung“) hatten schon damals einen energischen Kampf gegen die May-Macht geführt, Mitarbeiter des Kunstwartz, wie Paul Schumann, beteiligten sich auch außerhalb unsres Blattes energisch an ihr, — aber es scheint, sie suchten im Publikum gegen die Macht, gegen die selbst Götter vergeblich kämpfen. May und den Seinen gelang es, eine „May-Gemeinde“ über alle deutschen Sprachgebiete auszubreiten, die nun in begeisteter Verehrung immer neue Jünger und Bewunderer des für sie großen Mannes warb. „Karl May als Erzieher“ hieß ein huldigendes Buch über ihn, das Schlagwort ward läufig propagiert, aber es sagte auch nicht zu viel: May wird zu einem Erzieher. „Ich meine,“ schrieb damals ein Pfarrer an ihn, „Sie hätten einen größeren Einfluss auf das deutsche Volk als Shakespeare auf das englische.“ Wir unserseits sagten, der May-Kummel erschien uns wie eine Art von Volksghirnerweichung. Nachgelassen hat er noch nicht. Es entstand sogar eine ganze geradezu apologetische Literatur über May, sie ist erst neuerdings wieder durch einen starken Wind vernichtet worden.

Wenn sich's hier nur um rein literarische Werte oder Unwerte handelte, man könnte immerhin ruhiger sein.

Aber darin liegt ja die Gefahr, daß die Menschen von einem Rauch ergrissen sind, der sie in Man auch einen sittlichen Führer sehen läßt. Eine Sicht ist in irgendwelcher Kunstform überträgt nicht nur das mit klaren Begriffen Gesagte, sondern auch das, was zwischen und hinter den Zeilen steht: das Ich des Autors. Wer daran denkt, der erinnert die Gefahr des May-Kummels, wenn hier tatsächlich dem deutschen Volke zum Erzieher ein Gauner gesetzt wäre.

Wir haben von Beschuldigungen gegen ihn natürlich schon längst durch gelegentliche Zusendungen gehört. Wir schwiegen Jahr auf Jahr, weil wir bei den einzelnen Fällen doch immer dachten: selbst wenn sie wahr wären, könne sich's da um alle Schuld handeln, die geführt sei und vergeissen werden dürfe. Jetzt aber fügen sich Angaben auf Angaben zu einem Gesamtbilde, an dessen Wahrheit glauben zu müssen angesichts der May-Anbetung in unserem Volk ein beinahe schaurlicher Gedanke ist.

Es wird behauptet, daß May ein wiederholter wegen gemeinsamer Verbrechen bestrafster Mensch sei. Nicht aber um einzelne Fehlurteile, auch nicht um wiederholte, die immerhin als Folgen der Leidenschaft das Innere der Persönlichkeit intakt lassen könnten, handelt sich's dabei, sondern um eine Kette von Vergehen und Verbrechen, deren literarische Fruktifizierung May's Schriften seien. Denn er habe, behauptet man, nur das ausgegeben, was ihn mit dem Staatsanwalt in Konflikt bringen könnte, sei im Wesen aber ausweislich seiner Handlungen der Alte geblieben.

Es wird behauptet, wir sagen nicht, daß es erwiesen sei. Uns fehlt ja zur Nachprüfung dieser Behauptungen jede Möglichkeit. Nach diesen Behauptungen also hat sich dieses Mannes Leben so entwickelt:

Karl May hatte in seiner Jugend eine Freistelle im Lehrerseminar in Waldenburg. Von hier wurde er wegen verschiedener Diebstähle entlassen, auf einem andern Seminar aber weitergebildet und dann angestellt. Als Lehrer erhielt er für einen Diebstahl sechs Wochen Gefängnis. Wieder in Freiheit stahl er einem Schneider einen Ring mit Diamanten usw., und von nun an betrieb er Einbrüche, Gesangen, wurde er mit vier Jahren Gefängnis und Überweisung ins Arbeitshaus bestraft. Nach seiner Entlassung beging er abermals Diebstähle und wurde stetsbrieflich verfolgt. In Verbindung mit einem Schulfreund, einem schneeflüchtigen Soldaten, der gestohlen hatte, gründete dann May eine Art von Gauner-, ja Räuberbande, die sich auf verschiedenste Weisen Geld verschaffte, besonders durch Angriffe auf arme Marktstränen. May tat es auch dadurch, daß er in Bekleidung eines Regierungsfeldmessers den Bauern Geld abschwindelte, indem er sich scheinbar bestechen ließ. Zuerst wurde May's Freund, dann er selber gefasst; May enthielt nun vier Jahre Knüchthaus. Nachdem er sie abgesessen, wandte er sich wieder gesellschaftlichem Brüderverband zu. Während er noch unter Polizeiaufsicht stand, schrieb er gleichzeitig frontale Reiseerzählungen für ein katholisches Familienblatt und spekulierende Schundromane für einen Dresdner Volksblattheverlag. Durch den Erfolg kam er dahinter, daß sich mit dem „Jugend“ noch nicht „machen“ lasse, als mit dem Verbrechen, er wurde sehr moralisch, während er allmählich bei denen, die an ihn glaubten, Aufsehen, ja Ruhm gewann. Auch als „Weltreisender“, obgleich er jene Bücher schon geschrieben hatte, ehe er zum erstenmal über Deutschlands Grenzen hinauskam. Er

wurde ein gesieelter Mann, und Angehörige der höchsten Kreise verachteten mit ihm. Im Schriftstellerlexikon noch von 1898 fungiert er nach eigenen Angaben unter anderem als „Lebensreiter arabischer, türkischer, persischer, kurdischer und Indianer-Dialekte“, während er von ihnen allen nichts verstand. Aufgeben musste er 1905 auch den Doktortitel, den er sich angelegt hatte; die amerikanische Universität, von der er ihn „ehrenhalber“ empfangen haben wollte, existierte nicht einmal.

Diese Angaben über die Vorwürfe gegen May genügen wohl. Sind sie wahr, so weisen sie auf ein Abenteuerleben, dessen Erstaunlichkeit nur durch die Blindheit all derer übertroffen wird, die May als edlen Dichter feierten. Wir erwähnten aber noch lange nicht alles, was May von unsittlichen Handlungen vorgehalten wird auch aus der Zeit, da er das Stehlen und Beträgen längst nicht mehr, sondern das ihm große Summen einbringende moralisierende Schriftstellern betrieb. Handlungen, wie vorhin bemerkt, die sich rechtlich nicht ahnden lassen.

Was ist an alledem wahr? Wenn auch nur ein großer Teil davon erlogen ist, so liegt hier ein Fall so umgehenderlicher Verleumdung vor, daß die schärfste Bestrafung im Interesse Mays gefordert werden müßte. Die Berliner Zeitung „Der Bund“ hat nächstens Prozeß anzufangen, in denen ihrer Angabe nach Schärheit über May geschaffen werden soll. Es ist dringend zu wünschen, daß das Gericht sie schaffe. Und nicht nur wegen Mays. Hier liegt wegen des May-Kultus im Volk auch ein großes öffentliches Interesse vor. Wer war und vor allem: wer ist der, der nun tatsächlich schon vielen Tausenden als Erzieher gilt?

A.

Der in obiger Aussführung erwähnte „Kunstwart“-Artikel aus dem Jahre 1902 hätte folgenden Wortlaut, den wir mitteilen, um zu zeigen, wie die ernste Presse schon vor einem Jahrzehnt über diesen Schübling der Sozialdemokratie dachte:

Karl May als Erzieher.

Reulich sprach ich mit einem skandinavischen Künstler, der in Deutschland lebt, darüber, was ihm als ausfälligster Unterschied zwischen dort und hier erscheine. Er wollte zuerst nicht recht mit der Sprache heraus. „Sie denken an den Unterschied in der Volksbildung?“ Ja, daran dachte er — bei ihnen droben lese jeder Arbeiter und jeder Bauer z. B. den Björnsson, und weil dem so sei, gäb' es dort keine Volksbildungsliteratur in unserem Sinne. Skandinavien hat in der Tat keine Schundromane, weil es kein Publikum dafür hat. Als ich nach Hause kam, fand ich unter den neuen Eingängen eine Schrift: „Karl May als Erzieher und die Wahrheit über Karl May oder die Gegner Karl Mays in ihrem eigenen Lichte von einem dankbaren May-Leser, Freiburg i. Br., F. G. Fehsenfeld, 1902.“

„Karl May als Erzieher.“ Im Lande der Dichter und Denker darf's ein munterer Verleger wagen, eine Reklameblatt für seine Ware mit dieser Überschrift zu versehen, die einen Schundromansfabrikanten als eine geistige Macht hinstellt. Er darf's ohne Besorgniß, daß die Lücherlichkeit ihn töte, ob auch die gesamte ernste Presse von den sozialdemokratischen Zeitungen (? Bündedaktion) und der demokratisch-

volksparteilichen „Frankfurter Zeitung“ über alle Parteien hinweg bis zur literarischen „Kölner Volkszeitung“ eindringlich vor May und der May-Mache gewarnt haben.

Wie sich May im Auge dieses begeisterten Geschäftsmanns spiegelt, das wäre zwar an und für sich ganz ergötzlich zu lesen. „Was ist er? Literat? Schriftsteller? Journalist? Dichter? Nichts von alledem! Er ist ein einfacher, arbeitsamer Landwirt, weiter nichts! Er hat sich ein kleines Ackerland zu eigen gemacht. Wo? Zu irgend einer der vielen Unendlichkeiten, um welche sich gewöhnliche Menschen nicht zu kümmern pflegen. Es ist ein unbeschreiblich schönes geistiges Land. Das hat er bebaut — als erster und auch als einziger, der das wagte. Nicht etwa ein Robinson, sondern ein Eden! Seine Mühen wurden reich belohnt. Sein Besitz vergrößerte sich von Jahr zu Jahr. Er säete, er pflanzte und er erntete.“ Was ist's aber auch für einer! Er hat die scheinbare Abentourlichkeit und die Feindschaft des Unterstandes gemein mit wem? Mit Cervantes! „Alles, was ich über die Personen des Spaniers gesagt habe, gilt wörtlich auch von denen Mays.“ Nur in einem ist er wohl ein wenig anders, von den Schöpfungen des großen Deutschen heißt es bewundernd: „Niemand und nichts als nur das Böse geht unter.“ „Es wird niemals etwas hier geborgt, was erst in jenem Leben bezahlt werden soll. Die Ewigkeit ist schon hier in der Zeit.“ Wie bemerk't, das wird bewundernd gesagt. „Der Richter verbirgt sich nicht geheimnisvoll hinter den Ausläufen des Grabs. Er waltet schon auf Erden seines Unterganges. Er tut das mit fürchterlicher Strenge, mit fast wütlicher Rücker Vergeltung, und aber doch so schoneid, so mild, so göttlich lieb mit dem, der ihr um Gnade bittet!“ Sollte man nicht glauben, es müßte einer weit herum den Leser suchen, der nicht selbst die unsittlichste Verlogenheit unter dieser Fata erkannte?

Aber unser Mann betrachtet seinen Maht mit einem Haufen von Zuschriften aus dem Leserkreise, was sich an und für sich für seinesgleichen ja gehört. Aber wer sind die Briefschreiber? Gewiß, es sind viele kleine Leute dabei, bei denen der Vereinsfall auf May nach allen, was wir ohnehin wußten, nicht überraschen kann. Aber es sind auch studierte Leute, Bürgermeister, ein königl. Landrat, Regierungsräte und eine Menge von Geistlichen dabei — ihnen allen ist gar keine Ahnung davon aufgegangen, mit welchem Fusel sie berauscht wurden. Nun empfehlen sie den Schaus als Volksnahrung weiter. „Ich meine,“ schreibt sogar ein Pfarrer an May, „Sie hätten einen größeren Einfluß auf das deutsche Volk als Shakespeare auf das englische.“ Sind wir so weit auch wohl noch nicht, so weit sind wir in der Tat, daß wir gestehen müssen: Der Verleger lügt nicht einmal, wenn er von „Karl May als Erzieher“ spricht: Karl May ist für eine große Menge Deutscher in der Tat ein Erzieher.

Wir aber erkennen hier an einem ungewöhnlich klaren Halle, wie dringend notwendig die Reform unserer Jugendliteratur ist. Die Erwachsenen haben sich um das, was die Jungen lesen, nicht gekümmert.

und so kamen diese unter den Einfluß des bisherigen Jugendchriftstellers May, der ihrer unreisen Phantasie in stumpfester Weise eine Sensationenwelt ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit vorlegte, statt sie zu lehren, im Seienden das Wesen zu finden und damit das Seiende dichterisch zu sehen. Nun sind diese sinnlosen Männer geworden, ihre Phantasie ist der Kontrolle der Phantasmen am Wirklichen entwöhnt, Veranlagung gilt ihnen als Begeisterung. Karl May ward mitunterweile „Volkschriftsteller“, sie bleiben bei ihm — ein Schundromansfabrikant erinnert sie an die Großen der Weltliteratur — und wir haben „Karl May als Erzieher“. Es ist eine Art von Volksgehirnverweichung.

Und unsere Allgemeinheit, die sich im Staate verkörpert, verbraucht zwar stattliche Milliarden im Haushalt, von einer Volkswirtschaft der geistigen Güter jedoch weiß sie immer noch nichts.

An diesem Amüsvari-Urteil wird die ernst zunehmende Presse nicht achtoß vorübergehen können. Das Kunstmärt-Urteil ist das trostlichste, was über May geschrieben worden ist. Es wird höchstens noch übertroffen von den gelehrt, überaus fleißigen und ausführlichen Artikeln, die der filosofisch-lehrte P. Auguste Pöllmann D. S. V. über May in dem Münsterischen Amüsblatt „Lebet den Wassern“ jetzt erscheinen läßt. Diese Artikel sind direkt erschöpfend und verdienen weiteste Verbreitung. Der heimwütige Verfasser, macht in ihnen darauf aufmerksam, daß Mays ganzes Christentum ist: „Nicht Stehlen und Morden und viel aufgepakte Marienverehrung.“ Ueber die Frage, wie es möglich war, daß May der Künstler des katholischen Romans wurde, antwortet Herr Pöllmann: „In den ersten Zeiten des katholischen Literaturlebens in den 80er Jahren sei die katholische Kritik rein negativ vorgegangen. Mays Werke wurden empfohlen, nur weil sie nichts Unsitthaftes und Ungläubiges enthielten. Daher stamme der Erfolg des literarischen Cowboys May. Wortgetreu schreibt dann Herr Pöllmann:

Die Katholiken hätten es wahrhaftig leicht, ins wahre Gesicht Carl Mays zu schauen. Ich will einmal 10 Punkte anführen, die nur ein voreingenommener Mann übersehen kann: 1. Mays Dreddomane werden hente noch unter vollem Namen verkauft, 2. Die Fälschung gegenüber der „Stönl. Volkszeitung“, 3. Seine allmähliche Entwicklung als Protestant, nachdem er sich jahrelang als Katholik ausgegeben, 4. Seine Predigt des Indifferenzismus auf spiritistischer Grundlage, 5. Mays Unwahrhaftigkeit und Widersprüchigkeit in seinem Verhalten zur Kritik, 6. Sein Größenwahn und seine Selbstreklame, 7. Die frühzeitigen Enttäuschungen über allerlei seltsame Seiten seines Privatlebens, 8. Die üblichen Erfahrungen des Pädagogen, 9. Seine Ausfälle gegen den Ultramontanismus (im Kampfe gegen Professor Schumann), 10. Die Hassandarase der anerkannten Kritik.

Da von den 12 angekündigten Mayartikeln Pöllmanns erst 2 erschienen sind, erübriggt sich ein näheres Eingehen auf dieselben.

May's Vorstrafen.

Die Angaben über seine Vorstrafen bezeichnet May als pure Erfindung. Dengegenüber sei darauf aufmerksam gemacht, daß am 4. September 1903 in der Privatlagsache 33 P 110/03 vor dem Dresdner Schöffengericht (Abt. 4) vom Amtsgericht Dr. Herrmann das Strafenverzeichnis Mays verlesen wurde, weil May durch einen Anwalt seine Bestrafung bestreiten ließ. Es hieß dort u. a.: 6 Wochen Gefängnis wegen Diebstahls; dann 1 Jahre 1 Monat Gefängnis wegen Einbruchdiebstahls u. w. Am 19. November 1868 erfolgte die Entlassung aus der Zwischenanstalt.

Vom 3. Mai 1870 bis 2. Mai 1874 erntete er 4 Jahre Zuchthaus in Waldheim wegen Betriebs, Einbruchdiebstahls in einem Uhrladen und Widerstands gegen die Staatsgewalt. Die weitere Verlelung des Strafenverzeichnisses wurde dadurch unmöglich, daß Mays Anwalt dem Gerichtsvorständen einfach die Akten zuklappte und wegnahm.

May's Scheidung.

May bestreitet, daß seine Scheidung durch spiritistische Schwärzelsmanöver und durch falsche Zeugenaussagen zu Stande gekommen ist. Dengegenüber sei darauf aufmerksam gemacht, daß als Zeugen lediglich die jetzige Frau Mays und deren Mutter im Scheidungsprozeß vernommen wurden. Die Richter, die diesen Zeugenaussagen Glauben schenkten, könnten freilich nicht wissen, daß die Zeugin, Frau Bertha Baumeister Plöhn, die Geliebte Mays war, und daß Carl May und die Plöhn beschlossen hatten zu heiraten. Ebensoviel konnten die Richter wissen, daß die erste Frau Mays sich gegen die Anschuldigungen mit deshalb nicht verteidigte, weil ihre Schweigepflicht als spiritistische Seelenprüfung auferlegt war.

Die Ehe wurde am 14. Januar 1903 vom Dresdner Landgericht geschieden. In den Entscheidungsgrund bezieht es:

Auf Grund öffentlicher Urkunden steht fest, daß die Parteien am 17. August 1880 vor dem Königl. Standesamt zu Ernstthal die Ehe geschlossen haben und dem evangelisch-lutherischen Glauben angehören, daß der Kläger sächsischer Staatsuntertan ist und zur Zeit der am 22. September 1902 an die Beklagte erfolgten Klagezustellung seinen Wohnsitz in Radebeul hat.

Durch die eidlichen völlig glaubwürigen Aussagen der Zeugen Plöhn (jetzige Frau May) und Weibler (verstorbene Mutter der vorigen) ist folgendes erwiesen:

Die Beklagte hat, wie sie der Zeugin Plöhn selbst erzählt hat und der Wahrheit entsprechend angegeben worden ist, fortgesetzlich dem Kläger heimlich Geld entwendet, um nach ihrer genauen Angabe „versügbares Kapital zu besitzen, damit sie gut leben könne, wenn ihr Mann nicht mehr sein würde.“ Sie hat, wie sie derselben Zeugin erzählt hat, unter dem Kopfkissen des Klägers, während dieser geschlafen, wiederholt Geld weggenommen und hat auch im Juli 1902 während eines Reiseaufenthalts in Berlin aus der in der Westentasche steckenden verschlossenen Brieftasche des Klägers beim Reinigen der Weste einen Hundertmarksschein entwendet und hat ihn erfreut der Plöhn gezeigt und dabei gesagt: „So muß man es machen! Nur immer soviel nehmen als möglich. Es ist besser, wir haben es.“

Obgleich die Beklagte, wie die Plöhn bekundet, sehr reichliches Wirtschaftsgeld von ihrem Ehemann empfangen und für sich selbst „unlösbar viel Geld verbraucht“, hatte sie dennoch stets viel Geld zu ihrer Verfügung. Da sie hat sogar dem vor etwa 2 Jahren verstorbenen Ehemann der Zeugin Plöhn nach und nach die Summe von 36 000 Mark gehobenen Geldes zur verzinslichen Auslegung und nach Plöhns Tode der Zeugin Weibler weitere 6000 Mark zur Aufbewahrung überbracht, so daß sich bei der von der Plöhn bezeugten Verschwendung der Beklagten auch nicht annähernd beziffern lässt, welche Summe sie dem Kläger heimlich und widerrechtlich weggenommen und sich zugereignet hat.

Von diesen Gelddiebstählen hat die Plöhn den Kläger erst im Herbit in Kenntnis gesetzt.

Ferner hat die Beklagte „aus Neugier oder um ihren Mann zu ärzten“, wie die Weibler bekundet, fortgesetzt an diesen gerichtete Geschäfts- oder Privatbriefe abgeschangen und verdeckt oder durch Feuer vernichtet, sie hat auch einen von Kläger lange Zeit vernachlässigt, für ihn äußerst wichtigen Vertragsvertrag bei Seite gestellt und in ihrem verschlossenen Portefeuille unter den Dienstbüchern des Dienstpersonals versteckt. Erst nach dem Weggehen der Beklagten ist sowohl dieser Vertrag als eine größere Anzahl Pakete aufgefunden worden.

Weiter hat die Beklagte nach den übereinstimmenden Angaben beider Zeugen ihren Ehemann jahrelang in der gehässigsten Weise behandelt. Er war ihr lästig, deshalb wollte sie ihn los sein und wollte für ihn nicht einmal mehr leben. Sie ist gesellschaftlich darauf ausgegangen, den Kläger zu kränken und ihm wehzutun, hat ihn auch mit Schimpfworten gemeinster Art wie „Aerl, Saulerl, alter Esel, verrüdtes Lüder“ belebt und geäußert: „Es wäre ihr eineonne, wenn sie es dem Karl recht stecken könnte; sie wäre froh, wenn sie allein wäre, sie wolle das Leben genießen; auf den Friedhof würde sie sie an sein Grab nicht gehen.“

Bei dem bereits oben erwähnten Aufenthalt in Berlin im Sommer 1902 hat die Beklagte, nachdem sie sich einen höchst auffälligen Mantel gekauft hatte, während der Kläger neben ihr im schlichten Anzug gegangen ist, ihn in Gegenwart der Plöhn laut zugespien: „Du siehst aus wie unser Louis“, und ist dabei verächtlich zur Seite getreten. Von der Plöhn hierüber zur Rede gestellt, hat die Beklagte geäußert: „So muß man es dem Aerl sagen, daß Aerle ist gerade gut für ihn, sonst zieht es nicht!“ Den Drängen der Plöhn, dem hierüber auf höchste erregten Kläger Abbitte zu leisten, ist die Beklagte nicht nachgekommen. Sie hat ihr vielleicht erklärt: „Nein, so muß es kommen; nur so kann man den Aerl kleintragen und durchsetzen, was man will. Nur das zieht, wenn man ihm so gemein kommt.“

Durch die fortgesetzten Gelddiebstähle sowie durch die Unterschlagung der Briefe und Dokumente hat die Beklagte das Vertrauen des Klägers auf das schändliche genützt und verletzt. Sie hat weiter durch die absichtlichen Kränkungen und gemeinen Beleidigungen ihres Ehemannes die Ehre des selben aufs tiefe verletzt, durch ihr ganzes Verhalten aber eine ehrlose und unmittelbare Geistigung an den Tag gelegt und dadurch eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet, daß dem Kläger, wie des näheren Nachweises nicht bedarf, die Fortsetzung der Ehe mit ihr nicht zugemutet werden kann.

Die beantragte Scheidung der Ehe war daher gemäß § 1568 B. G. B. gerechtfertigt. Nach § 1574 B. G. B. war die Beklagte für schuldig zu erklären.

Die Kosten des Rechtsstreits einschließlich der vorausgegangenen einseitigen Verfügung hat die Beklagte nach §§ 91, 627 B. P. D. zu tragen.“

Zum Verständnis der Zeugenaussagen ist noch herzorzuhören, daß die jetzige Frau May und ihre verstorbene Mutter damals in bedrängter wirtschaftlicher Lage lebten. Nur dadurch, daß May der Plöhn 3000 Mark Jahresrente ausgezahlt hatte, stand sie ihr Auskommen. Beide Zeugen hatten also ein geldliches Interesse daran, daß die Ehe geschieden wurde und so die Möglichkeit der Heirat für die Bengin Plöhn mit May geschaffen wurde.

Mit obigen Entscheidungsgründen des Urteils vergleiche man nachstehende vier eidesstattliche Erklärungen und drücke die Frage:

Wer verdient mehr Glauben?

I.

Hiermit gebe ich zum Gebrauch den Gerichten gegenüber folgende Erklärung an Eidesstatt ab:

Ich habe in den Jahren von 1889—1892 in Kötzschenbroda gewohnt und in jener Zeit fast täglich mit Karl May und seiner damaligen Frau Emma geb. Possner verkehrt. Ich habe Frau Emma in jener Zeit als eine durchaus sparsame Hausfrau kennen gelernt. Frau Emma hat mir damals oft ihre Not geklagt, namentlich, daß ihr Mann so verschwenderisch sei und dem Trunk ergeben war. Aus diesem Grunde glaubte Frau Emma, daß die Charaktereigenschaften ihres Mannes einmal zu Tagen der Not führen könnten und legte einen Notgroschen beiseite, was meine

volle Willigung fand. Die Ersparnisse der Frau Emma May setzten sich zusammen aus den Geschenken ihres Mannes zu Weihnachten und an Geburtstagen, wo sie jeweils, wie ich selbst gesehen habe, einen Tausendmarkschein oder mehrere zu empfangen pflegte und ferner sonstigen Einsparungen bei der Haushaltung. Soweit ich Herrn May persönlich kennengelernt habe, bin ich auch zu der Überzeugung gekommen, daß er damals ein sehr leichtsinniger Mensch war und daß er ohne Frau Emma vielleicht im Klinstein geendet hätte. Frau Emma war sein guter Engel. In späteren Jahren gewann ich den Eindruck, daß Frau Emma in der Unterstützung ihrer Freundin, der Frau Clara Plöhn, der jetzigen Frau des Karl May, verschwenderisch wurde. Da aber Karl May die Plöhn hinterher heiratete, so ist ja alles Geld gewissermaßen in der Familie geblieben. Ich blieb auch nach meinem Fortzug von Kötzschenbroda in enger Freundschaft und Fühlung mit Frau Emma May. Ich merkte bald, daß sich die May's später dem Spiritualismus ergaben. Hierbei spielte die Frau Plöhn eine große Rolle. Es machte mich argwöhnisch, daß die von der Frau Plöhn versetzten Briefe oder wie sie genannt wurden „Briefe unserer Lieben“ zum großen Teil zum Vorteil der Frau Plöhn ausfielen. Eines Tages erzählte mir Frau Emma, daß sie auf einen Geisterbefehl der Frau Plöhn an den Mann der Frau Plöhn 20 000 Mark ihrer Ersparnisse ausgehändigt habe. Auf meine Ermahnung, nicht leichtsinnig zu sein und sich etwas schriftliches geben zu lassen, erwiderte Frau Emma, ihr Mann, der nichts davon erfahren durfte, könnte etwas schriftliches finden und überdies sei das Geld dort gut aufgehoben. Dahmache die Beobachtung, daß in den beiden letzten Jahren vor der Scheidung May's die Frau Plöhn mit Vorbedacht und systematisch durch Aufsehen die Cheleute gegenseitig von einander entfernte. In der letzten Zeit verbot die Plöhn, wie mir Frau Emma mitteilte, durch „Briefe der Lieben“ den beiden Cheleuten den intimen Verkehr. Auch isolierte die Plöhn Frau Emma von ihren Freundinnen. Mit mir z. B. durfte Frau Emma auf Geisterbefehl nicht mehr brieflich verkehren. Einmal habe ich mit den May'schen Cheleuten zusammen einer spiritualistischen Sitzung angewohnt und zwar ungefähr vor 10 Jahren in meiner damaligen Wohnung in Berlin, Goltzstraße 36. Von späteren spiritualistischen Sitzungen der May'schen Cheleute weiß ich, daß die Plöhn behauptete, wie mir damals jeweils Frau Emma erzählte, mit Geistern Goethes und Schillers und anderer großer Männer direkt in Verbindung zu stehen. Außerdem ist mir bekannt, daß in den Jahren 1889 und 1890 May mit einem seiner Dienstmädchen ein Kind hatte und auch Alimente bezahlte. Ich habe aus der Scheidung die Überzeugung gewonnen, daß die Plöhn eine raffinierte Schwindsauerin ist, die mit Hilfe des Spiritualismus die May'schen Cheleute auseinander gebracht hat zu ihrem Vorteil.

Berlin, den 9. November 1909.

(gez.) Frau Louise Schiller.

II. und III.

Dresden-A., den 6. Dezember 1909.

Wilsdrufferstraße 7.

Hiermit gebe ich zum Gebrauch den Gerichten gegenüber folgende Erklärung an Eidesstatt ab:

Meine Frau kennt Herrn Karl May und Frau Emma geb. Vollmer aus ihrer Vaterstadt Hohenstein-Ernstthal. Wir haben die beiden auf unserer Hochzeitsreise befreit und sind im Laufe von 2 Jahrzehnten wiederholt freundschaftlich zusammengekommen. Wir kamen zu der Überzeugung, daß Frau Emma eine wirtschaftliche und sparsame Haushfrau war. Herr May bezeichnete sie als seinen Bankier. Am Opernplatz kam es einmal z. B. zu einem Auftritt, da Frau Vollmer nicht daran dachte, ihm das nötige Geld zum Abendausgang zu geben. Herr May sagte aus, die Zukunft seiner Frau sei gesichert; sie bekomme noch 30 Jahre nach seinem Tode die Schriftstellerhonorare. Nach dem Tode unseres einzigen Kindes, eines 11jährigen Knaben, bemühten sich Karl May, die Clara Plöhn (seitige Frau May) und die Emma Vollmer (erste Frau May's) uns zu trösten, daß wir unser Kind nicht verloren hätten. Wenn wir uns nicht sträuben würden, ihren Glauben anzunehmen, könnten wir immer mit dem Kind verkehren und es wiedersehen. Die Frau Plöhn behauptete sogar positiv, das Kind in unserem Wohnzimmer auf dem Stuhle sitzen zu sehen. Um uns zu belehren, wurde noch am selben Abend in der May'schen Villa eine Sitzung abgehalten, wo sich das Kind melden sollte. Es soll auch gelobt haben, wie Karl May und Frau Plöhn behaupteten. Wir haben aber nichts gehört. Zum Beweis für die Richtigkeit und Wichtigkeit des Spiritualismus und wie die guten Geister der Abgeschiedenen für ihre Lieben sorgen, erzählte Karl May folgendes Ereignis: In einer schlaflosen Nacht hörten ihm die guten Geister gesagt, der Drucker und Verleger deiner Bücher, Fehsenfeld in Freiburg i. B., betrügt dich. Als Fehsenfeld kurz darauf in die May'sche Villa kam, wurde ihm der Betrug auf den Kopf zugesagt, worauf Fehsenfeld gesandt und das veruntreute Honorar nachzahlte.

Alle unsere Vorhaltungen, warum sie sich in ihrem Scheidungsprozeß nicht verteidigt habe, wies Frau Emma mit den Worten zurück: „Wir verständen das nicht. Diese Prüfung müsse sie noch ertragen, um geläutert zu werden und auf dieselbe Stufe zu kommen wie ihre beiden Lieben. (Karl May und Clara Plöhn.) Dann würden sie sich in Italien vereinigen zu einem glücklichen Weiterleben auf einer höheren Stufe als Schwestern und Bruder.“ Die fass unglaubliche Tatjade, daß Frau Vollmer alles in ihren Händen befindliche Material, das zur Unschaltung der Scheidung reichlich vorhanden war, an May's persönlich aushändigte, wurde uns damals von Frau Vollmer wie folgt erklärt: Die Mutter der Frau Plöhn habe ihr gestanden, sie würden alle wieder bald vereint sein. Frau Clara könne nicht lohen und der Doktor (Karl May) könne ihre Kost nicht essen. In der gläubigen Hoffnung, die Auslöschung zu beschleunigen, habe sie die Briefe arglos hingegeben. Bei edem Termin in dem Scheidungsprozeß war die Clara Plöhn, wie uns Frau Emma mitteilte, bei ihr, um sie willenslos zu machen und sie zu bearbeiten. Beimal wurde ihr gesagt: „Du mußt, mußt, mußt!“ Frau Emma behauptete,

dß Karl May alle seine Bücher im Trace schreibt, wie z. B. die Himmelsgedanken. Karl May versicherte uns selbst, daß ihm seine Himmelsgedanken von seinen Eltern, d. h. den Geistern, eingegeben seien. Karl May erklärte uns auch bei unserem Weihnachtsbesuch 1902 oder 1901, in Hohenstein gäbe es deshalb so viel niedrige und schlechte Charaktere, weil sich die Seelen der dort zahlreichen abgeschiedenen Selbstmörder an die Menschen klammerten und sie ungünstig beeinflussten. Wir haben den Eindruck, daß die May's die Vollmer während des Münnichmeier-Prozesses jederzeit noch hörten, um sie für May zu günstigen Zeugenaussagen zu bestimmen. Während des Münnichmeier-Prozesses erhielt Frau Emma von May's zahlreiche Briefe und Depeschen. Dem Pflege- und Großvater Vollmer, von dem May in den spiritualistischen Sitzungen mit Worten der höchsten Verehrung sprach und dessen Geist er bejedwod, verunglimpft er im Scheidungsprozeß schmählich. Er beschuldigte ihn der Plutschande mit seiner Enkelin. (gez.) Franz Maher.

Obige Erklärung an Eidesstatt mache ich auch zu der meinigen.
(gez.) Constanze Maher.

IV.

Dresden-A., den 7. Dezember 1909.

Strubestraße 32 a, III.

Hiermit gebe ich zum Gebrauche den Gerichten gegenüber folgende Erklärung an Eidesstatt ab: Ich machte die Bekanntschaft der May'schen Eheleute (Karl und Emma May) ungefähr Ende der 80er Jahre. Ich hatte den Eindruck, daß May's eine sehr glückliche Ehe führten. Zuweilen wurde die Ehe getrübt durch Karl May's verschwendische Art. Frau Emma May teilte mir damals mit, daß ihr Mann immer erst dann an seinen Schriften weiter arbeitete, wenn das Geld zur Reise ging und daß sie dadurch oft in Geldverlegenheiten gerieten. Ich gab Frau Emma May den Rat, sich ein Sparkassenbuch anzulegen, um in Fällen von Geldverlegenheiten eine kleine Summe zur Hand zu haben. Die Einlagen habe ich dann für Frau Emma bei der Dresdner Neusiedler Sparkasse bis zum Betrage von 8 bis 900 Mark besorgt und das Buch selbst in Verwahrung behalten. Frau Emma hatte dieses Geheimnis der Frau Plöhn, die sie für ihre beste Freundin hielt, mitgeteilt. Eines Tages erzählte mir Frau Emma erregt, daß ihr Mann, wie sie glaubte, durch Frau Plöhn von der Existenz des Sparkassenbuchs erfahren habe. Er hätte ihr eine Szene gemacht. Sie hat mich, das Buch so schnell wie möglich herbeizubringen. Ich gab darauf das Buch, da ich in der May'schen Villa niemand traf, bei Plöhns ab. Ich wurde einmal von Frau Emma aufgefordert, einer spiritistischen Sitzung anzuhören. Ich ging zu der Sitzung und wurde ersucht, eine Frage an die Geister zu stellen, was ich ablehnte. Dann fragte Frau Plöhn an meiner Statt, ob mein ältester Sohn, der damals ein flotter Student war, zu Grunde gehen würde. Der Tisch antwortete ja, was ich im Innern lächerlich fand. Mein Sohn ist heute in Amt und Würden. Später kam ich mit May's selten zusammen, weil mir die Art der Plöhn mißfiel. Frau Emma habe ich stets für eine sparsame und wirtschaftliche Haushfrau gehalten. Später erfuhr ich, daß Frau Emma wieder fleißig sparte.

Das teilte mir Frau Achilles mit und ich freule mich sehr darüber. Kurz nach ihrer Scheidung besuchte mich Frau Emma und erzählte mir unter Tränen von ihrem Unglück und daß sie ihre ganzen Ersparnisse den Plöhnis ausgeschüttet habe. Die Summe setzte sich zusammen aus Weihnacht- und Geburtsgeschenken und aus Rückslagen, die sie für etwaige Tage der Not gemacht hatte. Ich hatte ihr angedeutet, daß ihr Mann sich einmal anschreiben könnte. Frau Emma zeigte mir damals eine Menge Briefe und Schriftstücke aus ihrem Scheidungsprozeß. Ich sagte: „Hebe sie gut auf, das ist deine einzige Waffe.“ Frau Emma pflegte immer zu sagen: „Die Plöhn ist ein großes Medium.“ Sie zeigte mir auch einmal Pläne mit Aufzeichnungen, die Frau Plöhn im mediumalen Zustand geschrieben hatte. Frau Emma schwärzte von ihren hübschen Weihnachtsbescherungen, bei denen Karl May den Christbaum für sie mit Goldstücken behängte und ihr auch außerdem einen Tausendmarksschein vielfach verpacht und mit Verschenk verschen auf den Geschenktisch legte. Das machte Karl May immer viel Spaß, wie Frau Emma sagte.

(gez.) Louise Dietrich, Überlehrerin.

Wie Geonisse May flunkert.

In Rechtsanwalt Kohlmann in Dresden schreibt May nach einer uns vorliegenden Abschrift wörtlich:

Diese sogenannte Frau Emma May ist niemals in Wirklichkeit meine Frau gewesen, sondern nur meine Nöchtern . . .

Am 5. Juni 1909 läßt May dem Amtsgericht in Weimar durch seine Anwälte mitteilen, daß er nie Anhänger des Spiritualismus, wohl aber Gegner jedes spiritistischen Holzspokus sei.

Dann heißt es wortgetrennt:

Unwahr ist, daß meine erste Frau sich so hohe Summen „erspart“ hat. Sie hat niemals Wirtschaftsgeld bekommen. Und mit den angeblichen „Tausendmark“-Geschenken zu Weihnachten oder Geburtstag verschickte sie sich ebenso. Sie zeigte den geladenen Gästen das Geld nur vor, hatte es dann aber in die Tasche zurückzulegen.

Durch diese Ausführungen bezichtigt sich Carl May selber, seine Gäste beschwindelt zu haben.

Das letzte Rundschreiben May's.

Mitte Februar versandte May in eigenhändig geschriebenen Kärtchen an die Zeitungen und die gelben Vereine eine Erklärung seiner geschiedenen Frau gegen Redakteur Lebius. Daß diese Erklärung durch die Gewährung einer Rente erkannt wurde, deuteten wir schon an. Zur Verstärkung unserer Behauptung mögen einige Stellen aus Briefen der ersten Frau May's hier folgen.

Am 24. 7. 09 schrieb die genannte Dame:

Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt! Heute erhalten Sie ein schönes Nachwerk von Unwahrheiten. May treibt es immer toller! Ich habe mich wieder furchtbar aufgeregt. Wie ist denn das möglich. Er gibt dieselben Zeugen an, die ich habe. Geht denn das? Er macht mir sogar einen Vorwurf, daß ich gegen ihn vorgehe. Nun hört doch alles auf. — Er treibt es nur so toll, weil er weiß, daß ich nichts zum Leben habe und auf ihn angewiesen bin. Wenn ich jünger und gesund wäre, würde ich wohl anders handeln. So aber muß ich immer wieder raten, alles aufzubieten, daß es recht bald zu einem Vergleich kommt, denn sonst wird er immer wütender.

Am 16. 1. 1910 heißt es in einem anderen Briefe:

Das Geld wird alle. Ich schlafe keine Nacht mehr vor Sorgen. Carl May ließ mir durch Fr. von Scheidt 100 Mark monatlich anbieten. Unterdessen hat er die Klage wegen der 36 000 Mark zugebracht bekommen. Nun ist seine Witte wieder groß und ich bekomme nichts. Das Weib (gemeint ist die jetzige Frau Carl May's) hat dem Gericht geschrieben, ich hätte mit Hilfe von Nachklüsseln — hörst Du, Nachklüsseln! — das Geld gestohlen, die Kontrakte — aus einem sind schon mehrere geworden — und wichtige Dokumente unterschlagen. Na, warte nur, Salut! Deine Stunde schlägt noch. Ich will ihr schon die Lügen klarlegen . . . Was mir viel Sorge macht, ist, daß ich zur Hauptverhandlung Mitte Februar 1910 keinen Rechtsanwalt habe. Ich kann mich doch nicht selbst verteidigen! Rechtsanwalt Dr. Gerlach wollte damals die Verteidigung übernehmen. Wird er es noch tun wollen? Frage doch bitte an und schreibe mir bald darüber. Ich erhielt die eidesschäftliche Versicherung. Ja, das klingt freilich anders als wie Carl May zum Fr. von Scheidt gesagt hatte, nämlich: ihr hättest alle zu meinen Umgang nicht ausgesagt. Was Carl May und seine jetzige Frau zusammenlügen, spottet jeder Beschreibung . . .

Benediktinerpater Pöllmann gegen May.

Der „Freien Stimme“ in Radolfzell am Bodensee, die von dem „Bund“-Artikel einen Auszug veröffentlicht hatte, sandte Karl May eine lange Verichtigung. Darauf erhält die „Freie Stimme“ von dem obengenannten gelehrten Ordensgeistlichen folgende Zuschrift:

„An der Entgegnung May's fällt jedem unbesangenen Leser auf, daß sie Punkt für Punkt negiert. Aber alle diese ungezählten „ich bin nicht“, „ich habe nie“ streuen nur Sand in die Augen. Denn vieles ist, was Karl May nicht negiert, und vieles, was er negiert, ist nicht behauptet worden. Alle jene Anschuldigungen, die vor das Schwurgericht gehören, übergehe ich hier, sondern beschäftige mich allein mit den May'schen Behauptungen, die nur in der „Freien Stimme“ sich finden, und mit einigen von May nicht negierten Dingen. Es ist sehr interessant, was Karl May hier unten am Bodensee glaubt leugnen zu dürfen, wo er einmal im frischen Buge ist.“

1.

Nicht leugnet May die unschöne und häßliche Art und Weise, in welcher er sich 1903 von seinem rechtmäßigen Weibe Emma, geb. Pöllmer, nach dreißigjähriger Ehe hat scheiden lassen, um die Witwe Klara Plöhn heimzuführen.

2.

„Ich habe nie katholisiert und nie evangelisiert.“

Dass May evangelisiert habe, ist noch von niemandem je behauptet worden. Wenn er sagt, er habe nie katholisiert, so ist das eine bodenlose Unverschreutheit, denn

1. Karl May hat sich in weiters „Katholischen Literaturkalender“ als Katholiken bezeichnet;

2. Kürschners „Literaturkalender“ führte fast zwei Jahrzehnte lang vor seinem Namen das † und später das „K“, ein Zeichen, das den Katholizismus des betreffenden Autors kundgeben soll und nur auf dielesteste, eigene Angabe dem Namen beigefügt wird;

3. ich besitze einen Privatbrief von Karl May, worin er sich auf Grund einer ganz speziellen Aussage einem geistlichen katholischen Literaturkritiker als Katholik bezeichnet;

4. so sehr hat May „katholisiert“, daß selbst eine seiner eigenen Schwestern ihren Bruder für konvertiert hielt;

5. May hat in seinen Romanen solange sich katholisch gebärdet, bis ihm um 1900 die Maske von Gesicht heruntergerissen wurde. Dann erst ersand er, gezwungen sein Glaubensbekenntnis öffentlich zu erklären, jene in seinem Munde sade Ansrede vom Glauben an eine „allgemeine“ Kirche;

6. heute behauptet May, er sei weder Katholik noch Protestant, er sei Christ. Ja, May ist ein Christ, wenn ein überzeugter Spiritist Christ sein kann.

3.

„Ich war niemals Kolportage-schriftsteller.“

Früher hat May uns das Märchen weisgemacht, Münchner hätte in seinen circa 25 Kolportagebüchern obszöne Stellen hineingetragen und eben aus der Form des Kolportageromans — dem Erscheinen in einzelnen Heften — suchte er zu erklären, warum er nicht als zehn Jahre lang den von fremder Hand zugetragenen Schmutz nicht merkte. Heute, wo seine eigenen Angaben nach dieser Beziehung in Broschüren, Zeitungsaussäzen und Flugblättern massenhaft vorliegen, heute, wo seine Schmutzware laut gerichtlichen Vergleichs, noch dazu unter vollem Namen, verkauft wird, heute hat dieser Mann die Stirne, zu sagen: „Ich war niemals Kolportageschriftsteller“!

4.

„Ich verkehre nicht in hohen und ersten Gesellschaftskreisen.“

Es ist uns an sich vollständig gleichgültig, wo May verkehrt; wenn er aber eine solche — Behauptung aussetzt, so behauptet ich dagegen: May sagt hier aus wieder besseres Wissen. Denn May muß wissen, in welchen adeligen Häusern er sich zu Gäste laden ließ, und er muß wissen, durch welche Kreise er einst sein „Babel und Bibel“ am Wiener Hofburgtheater unterzubringen suchte. Mögliche Selbstironie stellt das schöne Säckchen dar: „Ich bleibe hübsch daheim, weil es mir da am besten gefällt“. Ganzwohl, Herr May, von Ihren Studentenreisen und Plagiaten werde ich noch allerlei erzählen, auch von Ihrer Kenntnis fremder Sprachen, vom Chinesischen bis zum Englischen. Ich kenne z. B. einen Fall ganz genau, wo May in offener Gesellschaft durch einen englisch redenden Amerikaner schwer blamiert worden ist.

5.

„Und weiß von keiner amerikanischen Flehbe etwas.“

Über May wird wohl so gut wie wir wissen, daß er lange Zeit widerrechtlich den Doktorstitel geführt hat, bis die jährlische Regierung diesem großen Unsug ein jähes Ende bereitet hat. Gegen Prof. Schumann (Dresden) hat May seinerzeit erklärt, eine auswärtige Universität habe ihm den Doctor honoris causa verliehen. May hat aber diese auswärtige Universität niemals nennen können.

Dies sind nur einige Punkte, welche in der Tat May's „Glaubwürdigkeit“ aufs neue beleuchten. Ich werde sie demnächst in der Schmidtischen Revue „Neben den Wassern“ in Münster etwas ausführlicher behandeln und noch allerlei dazu.

R. August Pöllmann D. S. B. (Bruton).“